

Beruf: Hausfrau und Mutter (auf Vollzeit)

oder: Zählen auch in der KAS nur Frauen im Beruf?

Wer sich die Pläne der Bundesregierung beispielsweise zum Erziehungsgeld oder zur Rentenpolitik ansieht, der erkennt ziemlich schnell: Familien, in denen sich ein Elternteil nicht für die Ausübung des Berufs, sondern allein für die Familie entscheidet, werden finanziell benachteiligt, die Kombination aus Familie und Beruf dagegen wird belohnt. Doch: wie ist das in der Stiftung und unter den Altstipendiaten? Wieviel Anerkennung genießen hier Mütter und Väter, die sich ganz für die Familie entscheiden? Mit dieser Frage beschäftigt sich im folgenden Artikel eine Altstipendiatin, die Philosophie, Anglistik und Pädagogik studiert hat und Mutter von fünf Kindern ist. (vw)

Es gibt so etwas wie eine unausgesprochene Grundhaltung: Beruf – und damit ist die außerhalb der Erwerbstätigkeit gemeint – ist alles, Mutter-Sein (*) hingegen wesentlich eine Last, die man schnell loswerden muss, um ein ganzer, ein selbstbestimmter und glücklicher Mensch zu sein. Immer früher und in immer größerer Zahl gehen Frauen in den Beruf, die Kindererziehung wird an mehr oder weniger gute Ersatzpersonen delegiert, und es entstehen nicht selten Situationen, in denen auch in größeren Familien sowohl der Vater als auch die Mutter den ganzen Tag weg sind.

Das, was sich der „alte“ Feminismus auf die Fahnen geschrieben hatte, nämlich die Frau aus den Fesseln ihrer Versklavung am Herd zu befreien, hat sich in eine neue, allerdings nicht unmittelbar zu durchschauende Fremdbestimmung gekehrt: Jetzt zählt, wer beruflich Erfolge vorzuweisen hat. Was gilt, das ist die „Power-

(*) Um zu vereinfachen, habe ich immer nur die weibliche Form benutzt; selbstverständlich sind in meinen Überlegungen auch die (wahrscheinlich nicht allzu zahlreichen) „Vollzeit-Väter“ eingeschlossen.

frau“, die Familie, Mann und berufliche Karriere unter einen Hut bringt. Fast unbemerkt ist eine neue Unfreiheit entstanden, die dazu geführt hat, dass die „Nur-Hausfrauen“ unzufrieden geworden sind, das Gefühl bekommen, versagt zu haben, und meinen, zur Selbstbestätigung unbedingt beruflich tätig werden zu müssen. Innere Zerrissenheit, Stress und Halbheit können dann das Ergebnis sein.

Es lässt sich vermuten, dass diesen Zeitströmungen veränderte Werteordnungen zugrunde liegen. Die Pluralisierung der Lebensstile, die unsere Gesellschaft prägt, setzt voraus, dass eigene, individuelle Interessen den obersten Rang einnehmen. In den Publikationen des Referates „Frauen- und Familienpolitik“ der KAS habe ich eine kritische Auseinandersetzung mit den Zeitströmungen nicht finden können, es kommen primär diejenigen zu Wort, die ausgeprägt „Kinder der Zeit“ sind. Ist hier die Angst, als rückschrittlich und unmodern zu gelten, wenn man auch die schreiben lässt, die anders denken, als es der Zeitgeist verlangt? Wie kann ich es verstehen, wenn in der vorletzten Ausgabe (3/99) der inzwischen eingestellten Zeitschrift *Die Frau in unserer Zeit* mit dem Thema „Ganz oder gar nicht! Kinderwunsch und Wirklichkeit“ kein einziger Beitrag einer „Berufsmutter“ zu finden ist?

Der Versuch, das Ansehen von Familie zu rehabilitieren, beginnt schon mit der Sprache: „Hausfrau“ war bislang der traditionelle Begriff, der unter der Spalte „Beruf“ eingetragen wurde. Diese Bezeichnung trifft aber nicht den Kern der Aufgabe. Auffällig ist, dass sich keine präzise Berufsbezeichnung für all das finden lässt, was Eltern tun, deren Arbeitsfeld ausschließlich die Familie ist. Der Begriff der „Nur-Hausfrau“, der oft mit der Frage gekoppelt ist nach dem, was man „sonst“ noch macht, ist in hohem Maße abwertend. Es käme keiner auf die Idee, einem Manager, der eine 70-Stunden Woche hat, die Wochenenden durcharbeitet, sich keine Ferien nehmen kann und nachts mehrere Male von Kunden per Handy geweckt würde, die Frage zu stellen, ob er nicht irgendwie unausgelastet sei und was er sonst so tue.

Die grundsätzliche Frage, die sich bei dem ganzen Tauziehen um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf eigentlich stellt, ist letztlich folgende: Was ist gutes, was ist richtiges Leben? Nach Platon ist ein gutes Leben eins, bei dem der Mensch mit sich selbst in Freundschaft lebt. Das sittlich Gute wird nicht durch soziale Nützlichkeit definiert. „Gutes Leben“ hat mit der Frage zu tun, ob und wie ich Wirklichkeit erfahre und ihr gerecht werde. Entscheidend ist also, zu erkennen, welche Forderungen die Wirklichkeit an mich hat. Der Wirklichkeit „Mensch“ gerecht zu werden erfordert Wissen und Liebe. „Ohne Wissen über das, was der Mensch ist und was ihm gut tut, handeln wir falsch [...] Liebe heißt hier [...]: Wohlwollen, Wille, dem anderen das zukommen zu lassen, was für ihn gut ist“ (Robert Spaemann).

Für unsere Fragestellung haben diese Gedanken zwei Konsequenzen:

1. Ich muß wissen, wer ich bin, was ich will. Sich selbst zu erkennen, zu lernen und zu reifen ist eine lebenslange Aufgabe. So muss ich auch ständig das gängige Ethos hinterfragen, das, was allgemein als gut gilt. Gut erziehen kann nur der, der sich selbst ständig im Blick behält und an sich arbeitet. Die Qualität von Erziehungsarbeit hängt also wesentlich von der Aufmerksamkeit ab, die der Erzieher seiner eigenen Bildung widmet. Jeder weiß, wie wichtig die Vorbildfunktion im Erziehungsprozess ist. Um aber diese Selbstverwertung zu vollziehen, brauche ich Muße – einen unverplanten Raum, in dem Neues, Kreatives wachsen kann. Jede zusätzliche berufliche Anforderung würde diesen Freiraum ersticken, der je nach Größe der Familie sowieso nicht so extensiv ist. Insofern unterscheidet sich das Rollenbild und Selbstverständnis der heutigen „Berufs-Mutter“ doch wesentlich von dem früheren: der „Verzicht“ auf eigene Interessen entspringt nicht einer erzwungenen „Opferhaltung“, sondern ist eingebettet in ein bewusst und in freier Entscheidung eingegangenes Lebenskonzept, das der Selbstfindung jenseits organisierter Wege soviel Raum wie möglich gibt.

2. Die Wirklichkeit „Kind“ hat Forderungen an mich. Will ich verantwortlich

handeln, brauche ich Wissen um diese Wirklichkeit. Ich muss fragen: Was braucht ein Kind, um glücklich zu sein? Das Wissen beispielsweise, dass eine Selbsttätigkeit (wie das Musizieren) Ursprung intensiver Freude sein kann, wird mich dazu führen, großen Wert darauf zu legen, die Interessen des Kindes zu wecken und zu fördern. Das wiederum erfordert Zeit. Wissen ist jedoch nicht alles. Erziehung ist letztlich eine Kunst. Sie erschließt sich mir nur dann, wenn ich sie mit innerer Hingabe und erhöhter Aufmerksamkeit betreibe. Das Wesen eines Kindes ist nicht jederzeit abrufbar; es braucht Geduld, Einfühlungsvermögen („emotionale Intelligenz“) und eben ein großes Reservoir an Zeit, um seiner Individualität gerecht zu werden. Und doch weiß jeder, dass es keine Garantiescheine gibt, dass jede Erziehung scheitern kann, mit oder ohne Berufstätigkeit der Mutter, da jeder Mensch nicht allein durch Erziehung zu dem wird, was er ist.

Ich hoffe, hinreichend begründet zu haben, dass denjenigen, die ihre ganze Kraft der Familien- und Erziehungsarbeit widmen, mehr Anerkennung und Zuspruch zusteht. Ihre Aufgabe hat eminent öffentlichen Charakter. Wenn Familie kleinste Zelle einer funktionierenden Gesellschaft

ist, müsste es zentrales Anliegen aller Politiker sein, den Verbleib qualifizierter, selbstbewusster Persönlichkeiten in der

Familie zu unterstützen. Denn hier, an der Basis, entscheidet sich die Zukunft.

Suzanne Lier



Die Berliner Fan-Gemeinde des Kammerorchesters der Begabtenförderung wächst. Zum 3. Konzert am 26. Mai kamen mehr als hundert Gäste in die Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung, um ein einmaliges Erlebnis zu genießen: Der Dirigent, Florian Ludwig, nutzte die Gelegenheit zwischen den Stücken, im Zwiegespräch mit dem Publikum die Herkunft der Musiker – zum Teil sind es noch Stipendiaten, zum Teil bereits Altstipendiaten der Stiftung – sowie das Konzertprogramm zu erläutern. Unter anderem waren eigens für das Kammerorchester umgeschriebene Lieder von Robert Schumann zu hören. Daneben wurden Werke von Händel, Neruda und Mendelssohn Bartholdy – nach elfstündigen Marathon-Proben – in hervorragender Qualität und mit viel Lust am gemeinsamen Musizieren dargeboten.

Wie christlich ist die CDU?

Regionales Jahrestreffen der südwestdeutschen Stipendiaten in Tübingen

Wer behaupten wollte, Großfamilien wären vom Aussterben bedroht, der konnte sich am 19. Mai in Tübingen eines Besseren versichern. Dort trafen sich auf gemeinsame Einladung der Begabtenförderung und des Bildungswerks Ravensburg der KAS zum vierten Mal (nach Stuttgart, Mainz und Freiburg) rund 120 südwestdeutsche Stipendiaten sowie Vertrauensdozenten, Altstipendiaten und „Delegierte“ anderer Regionen zu einem großen KAS-„Familienfest“, um alte Kontakte zu pflegen und neue zu knüpfen. Thema in der „Theologenhochburg“: „Wie christlich ist die CDU?“

Dr. Andreas Püttmann von der KAS-Abteilung Deutsche Studentenförderung beschrieb das Dilemma zwischen christlichem Glaubensschwund (nur noch etwa die Hälfte der Deutschen glaubt an Gott, die Zahl der Kirchenbesucher sinkt beständig) und Grundsatztreue der CDU. Im Blick auf die Mehrheitsfähigkeit dürfe und müsse man jedoch keinesfalls an eine opportu-

nistische Lösung denken. Das Christliche genieße weiterhin hohe Achtung in der Gesellschaft, auch unter Kirchenfernen und sogar Nichtchristen, und habe bei einer wichtigen Stammwählerschaft und Kernmitgliedschaft der Partei große Motivationskraft.

Persönliche Zeugnisse von der Bedeutung des „C“ für die Union standen im Mittelpunkt der Vorträge: Während Dr. Donat Kluxen-Pyta von ihren Erfahrungen bei der Arbeit in der CDU-Grundsatzprogrammkommission von 1990 bis 1994 berichtete, gab die frühere baden-württembergische Sozialministerin Annetta Griesinger Einblick in die Bedeutung christlicher Motive in der Frühgeschichte der CDU. Beide unterstrichen, dass die christliche Dimension im Werteverständnis der CDU essentiell für die Zukunft der Partei sei.

Entschiedenere Konsequenzen aus dieser Erkenntnis zu ziehen, forderte Professor Dr. Günther Rohrmoser, Emeritus für

Sozialphilosophie an der Universität Stuttgart-Hohenheim in seinem heiß diskutierten Vortrag. Demokratie sei der Rahmen für den Kampf verschiedener Wertbehauptungen. Hier könne man Werte nicht einfach nur beschwören. Vielmehr müsse die CDU zu einer „Wertekampfgemeinschaft“ werden, die echte Toleranz übe, aber auch deutlich für ihre eigenen Überzeugungen eintrete. Dass genau dies zur Zeit nicht geschehe, bedauerte Professor Dr. Eberhard Schockenhoff, Moraltheologe an der Universität Freiburg und kurz zuvor in den „Nationalen Ethikrat“ berufen: In der Diskussion um die Bioethik sei die moralische Leitbildfunktion der CDU in den letzten Monaten auf der Strecke geblieben. Dabei gehe es in einer Zeit, in der die von der Natur gesetzten Grenzen den technischen Fortschritt nicht mehr aufzuhalten scheinen, gerade darum, zur Erneuerung der moralischen Ressourcen beizutragen.

Esther Feinen